

Im Prater

Autor(en): **Bürki, Roland**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unfassbarem Glück und sprach: „Suzanna, du hochverehrte und liebe Frau, du hast mir das Leben gerettet.“ Dann kehrten Vater, Mutter und Kind glücklich nach ihrem Häuschen zurück.

Unterdessen zerstreuten sich auch die Leute, wobei sie die wunderbare Rettung besprachen und namentlich nicht genug loben konnten, was für eine wertvolle Hilfe in äusserst schwierigen Lebenslagen die Liebe und Umsicht eines wackeren Weibes leisten kann.

Das Taschengeld — ein Erziehungsfaktor.

Die Frage, ob wir unserer heranwachsenden Jugend ein Taschengeld geben sollen, wird ebenso oft bejaht wie verneint.

Wer sich ernsthaft mit dem Für und Wider beschäftigt, wird zu dem Schlusse kommen, daß ein Taschengeld für unsere heranwachsende Jugend nicht nur gut, sondern vom Erziehungsstandpunkt aus unbedingt notwendig ist.

„Geld regiert die Welt“, und so wenig wir auch am Gelde hängen mögen, sind wir doch abhängig unser ganzes Leben lang und können nicht frühzeitig genug seinen Wert kennen lernen.

Deshalb hat man auch das Taschengeld unbedingt als einen nicht unwichtigen Erziehungsfaktor anzusehen, und alle Eltern sollten ihren Kindern ein bescheidenes Taschengeld gewähren, um frühzeitig Verständnis für den Wert des Geldes und den Sinn für Sparsamkeit zu wecken.

Wie hoch soll nun solches Taschengeld sein? — Das wird sich nach dem Vermögen richten müssen, aber es sei gleich betont, daß es nicht hoch sein muß, und nicht hoch sein soll: damit der junge Mensch beizeiten haushalten lerne! Natürlich richtet es sich auch danach, was von dem Taschengelde zu bestreiten ist. — Soll es ausreichen für kleine Bedürfnisse in die Schultasche, wie Bleistifte, Schreibfedern und Radiergummi, genügt ein geringerer Betrag, als dann, wenn auch die Frühstücksbrotchen, notwendige Straßenbahnfahrten und dergleichen davon bestritten werden müssen.

Wie oft soll man dieses Taschengeld geben? — Am besten wöchentlich, vielleicht am Sonntag, der auch dadurch eine besondere Bedeutung für das Kind bekommt. Den ausgehändigten Betrag schreibe man dem Kind in ein Büchlein, in dem es seine Ausgaben einträgt. Was von dem Taschengelde zu bestreiten ist, grenze man scharf ab; was das Kind davon erübrigt, darf es für sich verbrauchen. Bei der sonntäglichen Auszahlung schenke man dem Büchlein einen prüfenden Blick! Und man schelte nicht, wenn unter den Ausgaben eine sich findet, die nicht erforderlich war: eine Näherei oder dergleichen; denn das Kind soll ja selbständig über dies Guthaben verfügen. Aber gelegentlich lasse man das Kind wissen, daß dies oder jenes unnützlich war, und daß es um das gleiche Geld diese oder jene Anschaffung hätte machen können, die notwendiger oder wertvoller war.

So wird das Kind beizeiten den Wert des Geldes erkennen! Unser erstes Taschengeld betrug wöchentlich 50 Rappen. Das war ausreichend, um da oder dort die Bestände der Schultasche aufzufrischen.

Man gebe regelmäßig den gleichen Betrag, damit das Kind sich einrichten lerne, und will man nach längerer Zeit das kleine Einkommen erhöhen, tue man es in bescheidenem Maße.

Damit das Kind zeitig lerne, was verdienen heißt, belohne man ihm in bescheidenen Grenzen kleine Hilfeleistungen, Handreichungen, eine gute Schularbeit. Das weckt nicht nur die Freude am Sparen, sondern fördert auch den Fleiß und spornet an, dies oder jenes kleine Amt zu übernehmen und sorgfältig auszuführen.

Doch wird es sich empfehlen, solche Vergütung kleiner Handgriffe nicht zur Regel werden zu lassen und nur in besonderen Fällen zu gewähren, damit die Hilfeleistung nicht

nur des Verdienstes wegen — also aus Berechnung — geschieht! —

Bald wird das Kind Geld und Geldeswert erkennen und wird Freude daran finden, von seinem Taschengelde seine kleinen Anschaffungen zu machen und noch einen Teil zu erübrigen, von dem es eigene, kleine Wünsche befriedigen kann. —

Wie groß sind Stolz und Freude, wenn es Vater und Mutter zum Geburtstag oder an Weihnachten vom eigenen Taschengelde ein kleines Geschenk machen kann, weit größer, als wenn es zuvor für die Mutter beim Vater und für den Vater bei der Mutter um ein paar Baken betteln mußte!

So birgt das geringste Taschengeld einen erzieherischen Wert, der sich zum Nutzen des Kindes auswirkt und die Gewährung solchen Taschengeldes vollauf gerechtfertigt erscheinen läßt!

G. A. E.

Aus der „Eltern-Zeitschrift“, Verlag Drell Füßli, Zürich.

Im Prater.

Von Roland Bürki.

Schon von weitem hört man ein dumpfes Summen und Brummen. Aus all dem Stimmengewirr und Tümpeltangel lösen sich oft einzelne Melodien:

„Wien, Wien nur du allein
Sollst stets die Stadt meiner Träume sein.

Dort, wo die alten Häuser stehn,
Dort, wo die lieblichen Mädchen gehn.

Wien, Wien nur du allein
Sollst stets die Stadt meiner Träume sein.

Dort, wo ich glücklich und selig bin
Ist Wien, ist Wien, mein Wien.“

Ei, warum sollte man sich nicht einmal in den bunten Trübel des Wiener Praters mischen und sorglos und nach Herzenslust sich unterhalten, so weit man eben kann?

Von einer andern Seite tönt das Grinzing'ner Lied:

„I muß wieder amal in Grinzing sein,
Beim Wein, beim Wein, beim Wein!
Da sieht man ja grad in' Himmel 'nein,
Beim Wein, beim Wein, beim Wein.
Das hat unser Herrgott schon sehr g'scheit gemacht,
Daß nach sechs Tag Arbeit ein Feiertag laßt.
Darum muß man ihm aber a dankbar sein
Beim Wein, beim Wein, beim Wein.“

Nun stehen wir schon dicht am Rande. Sei, ist das ein lustiges Bild! Bude an Bude, unter alten, großen Bäumen, Zelt an Zelt, Reitschulen, Bahnen, Sehenswürdigkeiten und Ueberraschungen aller Art, und all die Menschen, Alt und Jung und Reich und Arm, waldichte Wiener und Fremde aus allen Nationen, feine Damen und Herren, aber auch allerlei Originale aus dem Tierbuch. Auf alle läßt der Herrgott seinen schönen, blauen Wienerhimmel herniedergucken. Das krippelt und krappelt auf und ab und ein und aus, an allen Ecken und Enden, alles funterbunt und fröhlich durcheinander gewurfelt. Und über allem steht das berühmte Riesenrad, stolz und majestätisch das ganze Bild beherrschend. Und ein Geschrei ist überall, ein Luten, Pauken, Trommeln, Klappern, Quicken und Raseln, der reinsten Jahrmarkt. Hier preist ein Regier vor einem Zelt das neueste Meerwunder an, das um ein paar Groschen gezeigt werden soll, und dort posaunt eine häßliche, alte Hexe mit viel Pathos auf die staunende Menge hinaus: „Hochinteressant! Zur Kasse, meine Damen und Herren, zur Kasse, gleich fangen wir an!“ Vor einer andern Bude geben Max und Moriz, zwei große, quiekende Puppen, Probestücke ihrer Kunst. Und gleich da drüben ist eine Berg- und Talbahn. Sei, wie geht das auf und ab, jetzt durch einen Tunnel und jetzt in raschem Fluge in die Tiefe, unter Jubeln, Kreischen und Schreien der Mit-

fahrenden. Hier wird in einer Schiekbude ins Schwarze getroffen, ein greulicher Negerkopf nickt und streckt dreimal seine rote, lange Zunge weit heraus, und dort rattert und knattert eine Schiffshaukel. Die Orgeln wollen auch nicht zurückbleiben. Jede möchte lauter pauken und schöner leiern. Man schwimmt in einer Flut von Liedern:

„Alte, zähl' die Kinder z'samm,
Glaub', es sind sechs Stüd!
Meinst, daß wir noch alle hab'n?
Sessas, so a Glüd!“

Und aus einer andern Ecke:

„Im Brater blühn wieder die Bäume,
Im Sievering grünt schon der Wein,
Da kommen die seligen Träume,
Es muß wieder Frühlingszeit sein.

Im Brater blühn wieder die Bäume
Es leuchtet ihr duftendes Grün.
Drum küß nur, küß, nicht säume,
Denn Frühling ist wieder in Wien.“

Etwas, das man nicht veräumen darf, wenn man in den Brater geht, ist eine Fahrt mit dem Riesenrad. Langsam, langsam steigt man in einem geschlossenen Wagen in die Höhe. Wenn man zuoberst ist, hält das Rad still, und während unten neue Passanten einsteigen, kann man die wunderbare Aussicht auf die Stadt, die blaue Donau und den schönen Wienerwald genießen. Wien, Wien, du schöne Stadt, du Liederstadt! Von weit unten tönt herauf, was noch lange in mir weiter singt und klingt:

„Was Schön'res könnt's sein als ein Wiener Lied,
Was jauchzt so im Herzen und geht ins G'müt.
Was stimmt uns so fröhlich, ob arm, ob reich,
Und macht uns den Engern im Himmel gleich?
Das singende, klingende, fröhlichkeitsbringende,
Herzenbezwingende Lied aus Wien.“

Die kleine Eva.

Roman von C. Fraser-Simson.

18

Eva vermochte die Tür des Wandschranks gerade noch zu erkennen. Sie stand jetzt weit offen und schob sich wie eine Wand zwischen das Feuer und den Eindringling. Sie hörte ein Herumtasten an der Tür, die in den Korridor hinausführte, das Zurückschieben des Riegels, ein leises Öffnen und Schließen — dann nichts mehr.

Einige Sekunden lang war sie unfähig sich zu rühren. Alle ihre Kraft zusammennehmend, sprang sie endlich aus dem Bett, verriegelte die Tür wieder und drehte die volle Beleuchtung an.

Blöcklich erinnerte sie sich an die Lederjade. Warum hatte sie auch die Wandschranttür nicht verschlossen, als sie zu ihrem mitternächtigen Unternehmen auszog! Atemlos stürzte sie an den Wandschrank und griff nach dem Haken, an den sie die Jade gehängt hatte. Sie war fort. In wilder Hast schob sie die Kleider durcheinander, doch die Jade war nicht zu finden. Also war alles umsonst gewesen!

Verzweifelt trat sie ins Zimmer zurück, als sich ihr Fuß in etwas verfang, das auf dem Boden lag. Sie beugte sich herab und fühlte eine Welle von Freude über sich zusammenschlagen, als sie die Lederjade erkannte. Ein Griff überzeugte sie, daß die Papiere noch darin waren. Ein Blick auf das Futter — nein, nichts war daran geschehen!

Der Einbrecher hatte tatsächlich auf den Papieren gestanden, die zu finden er jedenfalls gekommen war.

Eva zog sich jetzt aus, ließ alle Lichter brennen und legte sich, die kostbare Lederjade fest an sich gepreßt, wieder zu Bett.

Schlafen kann ich doch nicht mehr, dachte sie, aber schon während sie das dachte, mußte ihr das Bewußtsein ge-

schwunden sein. Sie fand sich erst wieder über eine weite Ebene wandernd, bis sie Creason schlafend in einem Zelt entdeckte. Ohne sich zu bedenken, machte sie sich daran, ihm einen ungeheuren Nagel mit einem Golfschläger durch den Kopf zu treiben, eine Maßregel, die ihr unter diesen Umständen das einzige Richtige zu sein schien. Merkwürdigerweise hatte er offenbar nicht das mindeste dagegen einzuwenden, denn er hielt ganz still, während sie für die Nagelspitze auf seiner Wange nach dem geeignetsten Platz suchte, und half ihr sogar mit der Hand dabei, daß der Nagel nicht ausrutschte, was sie nicht anders als vornehm von ihm finden konnte. Unergerlich war nur, daß der Nagel nicht eindringen wollte und auf und ab tanzte, als ob Creasons Kopf aus Gummi wäre. So mußte sie immer stärker zuschlagen, was einen Höllenlärm verurlichte, der sie endlich aufweckte. In derselben Sekunde erfaßte sie, daß Janet an die Tür klopfte.

Eva sprang auf, drehte die Beleuchtung ab und schob die Kiegel zurück.

„Herein!“ rief sie, als sie wieder im Bett war.

Sie trank ihren Tee und zog sich schnell an. Wenn sie mit Ring sprechen wollte, so war jetzt noch vor dem Frühstück die einzige Gelegenheit. Während des Ankleidens überdachte sie die Ereignisse der letzten Nacht. Sie schienen wie ein böser Traum, der jetzt noch auf ihr lastete. Der Eindringling mußte Creason gewesen sein, aber was hatte er zu dieser Nachtzeit bei ihr gewollt? Daß ihr Zimmer leer sein würde, hatte er ja nicht wissen können. Je länger sie darüber nachsann, desto seltsamer erschien alles.

Die wahrscheinlichste Erklärung lag in seinem Argwohn, sie möchte bei Nacht die Flucht ergreifen. So war er wohl heruntergekommen, um ihr zu folgen und erst, als er merkte, daß es zu spät war, auf den Gedanken gekommen, nach den Papieren in ihrem Zimmer zu suchen. Die Korridor-tür hatte er sicher offen gelassen, um zu hören, wenn sie zurückkehrte, und um sich durch Peters Ankleidezimmer davon zu machen. Dann war er durch ihr Ausgleiten auf den Stufen überrascht worden und hatte keine Zeit mehr gefunden, seinen ursprünglichen Plan auszuführen.

Sie erinnerte sich an seine verhöllten Drohungen am Abend vorher und war neugierig, ob er wieder selbst auf das Gelächel zurückkommen würde.

Als sie völlig angekleidet war, verließ sie ihr Zimmer und eilte die Treppe hinab. Auf das Geräusch ihrer Schritte brauchte sie jetzt nicht zu achten. Das Haus war zu dieser Stunde voll Lärm, der es übertäubte. Als sie an der Tür des Wohnzimmers vorüberkam, vernahm sie das taktmäßige Schlürfen und Quietschen des Staubsaugers, der eben über den Teppich geführt wurde. Warum kann man das nicht so machen, daß er Melodien dabei spielt? dachte sie. Merkwürdig, wie einem in aller Not und Angst die seltsamsten Gedanken durch den Kopf gingen!

Ohne Hut lief sie auf den Fahrweg hinaus und dankte im Stillen Gott, daß er sich auf der Nordseite befand, wohin keine Fenster hinausgingen. Dann wandte sie sich nach links zur Garage.

Der Wagen stand im Hof und Ring wusch ihn unter vergnügtem Pfeifen. Er hörte damit sofort auf, als er Eva gewahrte und begrüßte sie respektvoll.

„Guten Morgen, Ring“, sagte Eva. „Kommen Sie, bitte, hier herein.“ Und sie ging voran in die Garage.

Ring war während des Krieges Peters Bursche gewesen, und hatte, als ihn dieser sechs Jahre später beschäftigungslos antraf, nur zu gern die angebotene Stellung als Chauffeur bei ihm angenommen. Er war ein gelernter Mechaniker und ein vortrefflicher Wagenführer. Was aber schwerer wog als beides: Peter und damit auch Eva im tiefsten Herzen ergeben. Nun folgte er Eva in die Garage mit dem Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sein müsse.